

# Das Menschlein Matthias : Roman. Achtes Kapitel, Die Flucht

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671436>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DAS MENSCHLEIN MATTHIAS

*Roman von Paul Hg*

Verlag Rascher & Cie., Zürich

## 18. Fortsetzung

Brigitte hielt sich mit beiden Händen an der Stuhllehne fest und schüttelte energisch den Kopf: „Ach nein, Herr Herzfeld, Sie sind zu gütig, ich komme schon noch zur Zeit heim, wenn ich —“

Dann stand sie, da er näherkam, auf, als wollte sie um Erlaubnis bitten, gleich wieder gehen zu dürfen. Er nahm das für übergroße Schüchternheit und setzte sich, einlenkend, ihr gegenüber. Ja, zum Zeichen der Unverfänglichkeit dieser Situation aß er gelassen weiter und eröffnete dabei der höchlich Staunenden einen durchaus ernstgemeinten Vorschlag. Sie scheine sich an ihrem Platz in der Bleiche nicht mehr sonderlich wohl zu fühlen. Vielleicht möchte sie lieber einmal ein anderes Stück Welt kennenlernen? Ob sie etwa Lust verspüre, im Herbst mit ihm über den großen Teich zu dampfen? Im New Yorker Haus könnte er ihr eine weit bessere, angenehmere Stellung bieten. Eine Stellung, die punkto Gewinn und Lebensgenuß wohl nichts zu wünschen übrigließe. Sie würde dann natürlich gleich englischen Unterricht erhalten und könnte sich diesen Sommer ausschließlich dem Sprachstudium widmen.

Trotz ihrer fühlbaren Zurückhaltung fuhr er fort, im Grunde gewiß, daß sie sich einem derartigen Glück nicht verschließen werde. Er selbst war fest entschlossen, das ungewöhnliche, rätselhafte Mädchen auf seine Art zu heben und auszuzeichnen.

Brigitte hörte gesenkten Blickes zu, als dürfe sie diesem Frieden und väterlichen Wohlwollen nicht trauen. Sie saß nur auf der äußersten Kante des Sessels, blickte unentwegt in ihren Schoß und preßte die Hände gegeneinander. Ihre Antworten schossen hervor wie aufgeschauchte Vögel.

„Ich weiß halt nicht ... es ist gar weit fort. Das muß ich mir erst überlegen.“ Wie zum Schutz vor Anfechtung begann sie von ihrem Kinde zu sprechen.

Das dauerte dem Amerikaner offenbar zu lang. Brigittes Einspruch ungeachtet, füllte er ein Glas mit perlendem Wein und nötigte sie, wieder näherrückend, mit ihm anzustoßen.

„Nun erzählen Sie mir einmal ausführlich von Ihren Vergnügungen ... wo Sie zu Hause sind ... wie Sie Ihre freie Zeit verbringen. Lesen Sie Romane, gehen Sie auch zuweilen ins Theater? Das interessiert mich sehr!“ drang er weiter auf sie ein, indem er sich ihrer Rechten bemächtigte und das warme, zuckende Ding zwischen seinen Händen hätschelte.

Trotz aller Pein wagte sie nicht, diese Klammern abzuschütteln. Sie erzählte einem Bild an der Wand, daß sie gottlob schon lange über die Jahre hinaus sei, wo eine nur Flaufen im Kopf habe. Sie müsse ja auch für ihren Kleinen sorgen, der nun bald zehne sei, so daß ihr gar keine Zeit und Lust zu übermütigen Dingen bleibe. Der aufmerksame Hörer schien über die Massen erstaunt.

„Was ... noch so jung und hübsch und schon einen zehnjährigen Buben? Das ist ja kaum zu fassen. Aber ich bitte sehr ... fahren Sie fort!“ unterbrach er sich, als er ihre schluckende Bewegung merkte. „Gut, gut ... wir werden auch ihn im Augen behalten!“

Der gunstreiche Herr ließ sich durch nichts von seinem Ziel abbringen. Brigitte hingegen verschluckte sich rein wie ein Schulkind, und schließlich konnte sie sich doch nicht mehr bewahren vor seinen lauernden, gleißenden Blicken. Jede noch so schlimme Wendung wählte sie eher ertragen zu können als dieses lähmende Schmeicheln und Streicheln.

„Aber jetzt muß ich fort, entschuldigen Sie,“ stammelte sie und suchte ihm die Hand sanft zu entwenden. Sie konnte die Gefühle der Untergebenen nicht ausschalten, sich nicht sagen, daß sie

nur einen lüsternen Verführer, keinen Prinzipal mehr vor sich habe. . .

Und richtig . . . da geschah es . . . da zog er sie mit den Worten: „Warum nicht gar! Man hat auch nicht jeden Tag so netten, guten Besuch!“ recht gewaltsam auf seine Knie, so daß sie keinen Arm mehr rühren konnte, und küßte sie unter allerlei zärtlichen Fragen: „Ist denn das so schlimm, wie? Das ist doch nicht weiter schlimm? Liebes, gutes Kind, wozu die Aufregung? Soll man nicht auch einmal ein bißchen Freude an so . . . süßen Sachen haben?“

„Aber nein! Bitte, Herr Herzfeld, das nicht! Ums Himmels willen, lassen Sie mich los!“ wehrte sie sich schwach, völlig erschöpft von den ausgestandenen Nöten. Seine Augen waren feurige Kugeln, seine saugenden Lippen hauchten einen süßlichen Geruch aus, sie wurde sinnverwirrt davon, einfach müd und matt. Ihr Körper fiel mit geschlossenen Lidern schwer, widerstandslos in seinen Arm, allein er fuhr in seinem Liebesdrange, immer kühner werdend, fort und merkte lange nicht, daß „das liebe, gute Kind“ nahezu ohnmächtig war. Endlich kam er doch zur Besinnung, und da er sich sodann redliche Mühe mit ihr gab, dauerte es auch bei ihr nicht lange. Aber der arglose Genießer weckte etwas auf, was er noch nicht kannte.

Brigitte versetzte dem fetten Mann, der gerade dabei war, ihr Wein einzulösen, ihre Schläfen einzureiben, einen zornmütigen Stoß vor die Brust, so daß er das Glas wider Willen fallen ließ . . . dann ergriff sie hastig ihren Hut, den ihr der Versucher abgenommen hatte, und floh, in eine Wolke von Scham und Grauen gehüllt, an dem blöde starrenden Diener vorbei, treppab und hinaus, o Himmel, hinaus! Sie sah sich nicht mehr um. „Oh, jetzt tot umzufallen!“ war ihr erster Gedanke. Die Hölle kannte gewiß keine grausameren Qualen. Ihr war, als seien ihr die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen, als tasteten hundert gierige Hände nach ihren Blößen. Wie ein Brand, eine Kriegesfurie schoß sie durch die Gassen.

„Bin ich ein herrenloses Tier, das jeder hezen und fangen darf?“ fragte sie mit Siebenmeilenblicken, in einem Sturm, der alle Schiffe ver-  
schlang.

Es war ein schwüler Spätsommertag, die Luft bedrückend, ein niedriger Wasserstand dazu, weshalb es am See entlang widerlich „fischelte“. Der lästige Geruch verfolgte Brigitte, als käme er aus dem Hause, dem sie eben entfloh. Alle Menschen hatten lüsterne, schmachttende Blicke und rochen nach Schweiß, den Hunden, die kurz und stoßweise atmeten, zwischen Flammen aus dem Rachen, die angespannten Pferde ließen trüg, verquält ihre Köpfe hangen. „Wie wenn die ganze Erde eine einzige Brunst wäre!“ durchfuhr sie ein Gedanke ihres gereizten, brausenden Blutes. War sie nicht aus lauter Haltlosigkeit und Seelenschwäche besinnungslos geworden? Wenig fehlte wohl, so hätte sie neue Schmach und Schuld auf sich geladen. Das war's, was sie jagte! Ja, vor sich selber mußte sie noch fliehen.

Und als sie ihre Heimstätte völlig außer Atem erreichte, warf sie sich aufgewühlt, schmerzdurchdrungen auf die Knie vor dem, den sie suchte . . . mit allen Fibern des Herzens suchte . . . um sich selber zu vergessen.

---

Es gab nun keinen Zweifel mehr, sie hatte ihre Rolle als Musterfräulein ausgespielt. Wenigstens durfte sie nicht mehr daran denken, sich un-  
aufgefordert in der Bleiche sehen zu lassen. Wenn sie noch eine Stunde mit dem Gedanken umging, ihrem Beschützer, dem guten teilnehmenden Herrn Wankel, alles anzuvertrauen, seinen Rat und Beistand zu erbitten, so kam sie bald auch davon ab. Sie hatte zuvor noch eine andere Prüfung zu bestehen, die das Maß des Menschenmöglichen überstieg und sie für lange der Gabe vernünftiger Überlegung beraubte.

Gegen Abend erschien die Freundin Labhart, begleitet von der gehässigen „Ersten“, um Brigitte einen Besuch abzustatten. Daß er nicht von beiden Seiten gut gemeint sein konnte, sah diese auf den ersten Blick.

„Erschrick mir nicht!“ drang Fräulein Labhart gleich auf die verstörte Freundin ein. „Ich bin gekommen, um dir in einer schwierigen Sache beizustehen.“ Sie schlang schnell beide Arme um den Hals der Bedauernswerten. „So traurig es ist, daß ich dir so etwas überhaupt überbringen muß . . . ich tu' es ja nur, damit du fühlst, wie



felsenfest ich an dich glaube. Also heut, in der Mittagspause, sind aus der Ausrüsterei drei Sipirespitzen gestohlen worden. Man hat sie am Vormittag noch den vier Visiten gezeigt, nachher jeden Winkel durchsucht, aber nichts gefunden. Und weil du nach zwölfte noch oben warst, hingegen heut nachmittag nicht gekommen bist, ist der Verdacht eben auf dich gefallen. Ich hab' mich umsonst für deine Ehrlichkeit verbürgt. Mister Green ist außer sich und will dir die Polizei auf den Hals schicken, wenn du nicht sagst . . . nicht zugibst . . . daß wir in deiner Gegenwart nachsehen. Sträub dich ums Himmels willen nicht, laß diese da machen, was sie will . . . ich weiß, sie wird hier nichts finden!"

Während dieser unter Tränen und vielfachen Beschwichtigungen erfolgten Aufklärung war Brigittes anders gesonnene Rivalin bereits an ihre Arbeit gegangen. Mit den harten Worten: „Es tut mir leid, ich bin dazu hergeschickt“, riß sie zuerst die Schubladen der Kommode auf, zog ein Stück Wäsche nach dem anderen heraus, durchstöberte den Kleiderschrank, schlug das Bett auseinander, griff hinter den Spiegel, blickte unters Kanapee und stellte sich zuletzt, nach den ergebnislosen Mühen, erbittert und zum Äußersten entschlossen, vor die beiden anderen hin, die sich immer noch weinend umschlungen hielten.

„Ich bin leider noch nicht fertig. Mir scheint, ich hätte besser an einem anderen Ort zu suchen angefangen!“ erklärte die alte Jungfer, welche allerdings schon manche böse Erfahrung mit ihren Untergebenen gemacht hatte. Und da die zwei heulenden Weibsbilder sie nicht zu verstehen schienen, fuhr sie, deutlicher werdend, fort: „Es ist Ihnen wohl noch bekannt, wo die im vergangenen Winter ertappte Schelmin die Spitzen versteckt hatte. Sie war damit auf den Abtritt hinaus verschwunden und hat sie sich ganz einfach um den Leib gewickelt. . . Wenn Sie also ein gutes Gewissen haben, Jungfer Böhi . . . ich denke, vor uns beiden brauchen Sie sich nicht zu genieren. Im Weigerungsfall müßt' ich eben die Polizei zu Hilfe nehmen. Sie begreifen ja, ich tu' meine Pflicht. Sie würden an meiner Stelle ebenso handeln!“

Die Angeklagte löste sich langsam, mit geisterhaftem Blick aus der Umklammerung ihrer Ge-

treuen, die nun auch keinen Zuspruch mehr wußte. Mit Müh' und Not kam sie noch aufrecht zu stehen.

„Stillhalten kann ich ja . . . suchen Sie nur!“ schluchzte sie auf. Dann brach sie aber gleich mit einem wilden Schrei, der den anderen zuerst wie ein notgedrungenes Bekenntnis klang, zusammen. Das gehezte Wild wälzte sich am Boden, stieß mit Händen und Füßen um sich, schlug den Kopf gleich einer Epileptischen gegen die Dielen und hörte nicht auf zu schreien, so daß die ganze Stube in wenigen Minuten voll von neugierigen Menschen war. Man mußte annehmen, sie sei auf einen Schlag rein um den Verstand gekommen, denn sie heischte unausgesetzt einen Schirm.

„Ich will meinen Schirm wieder haben. Meinen Schirm. . . Er hat ja noch meinen Schirm. . .“

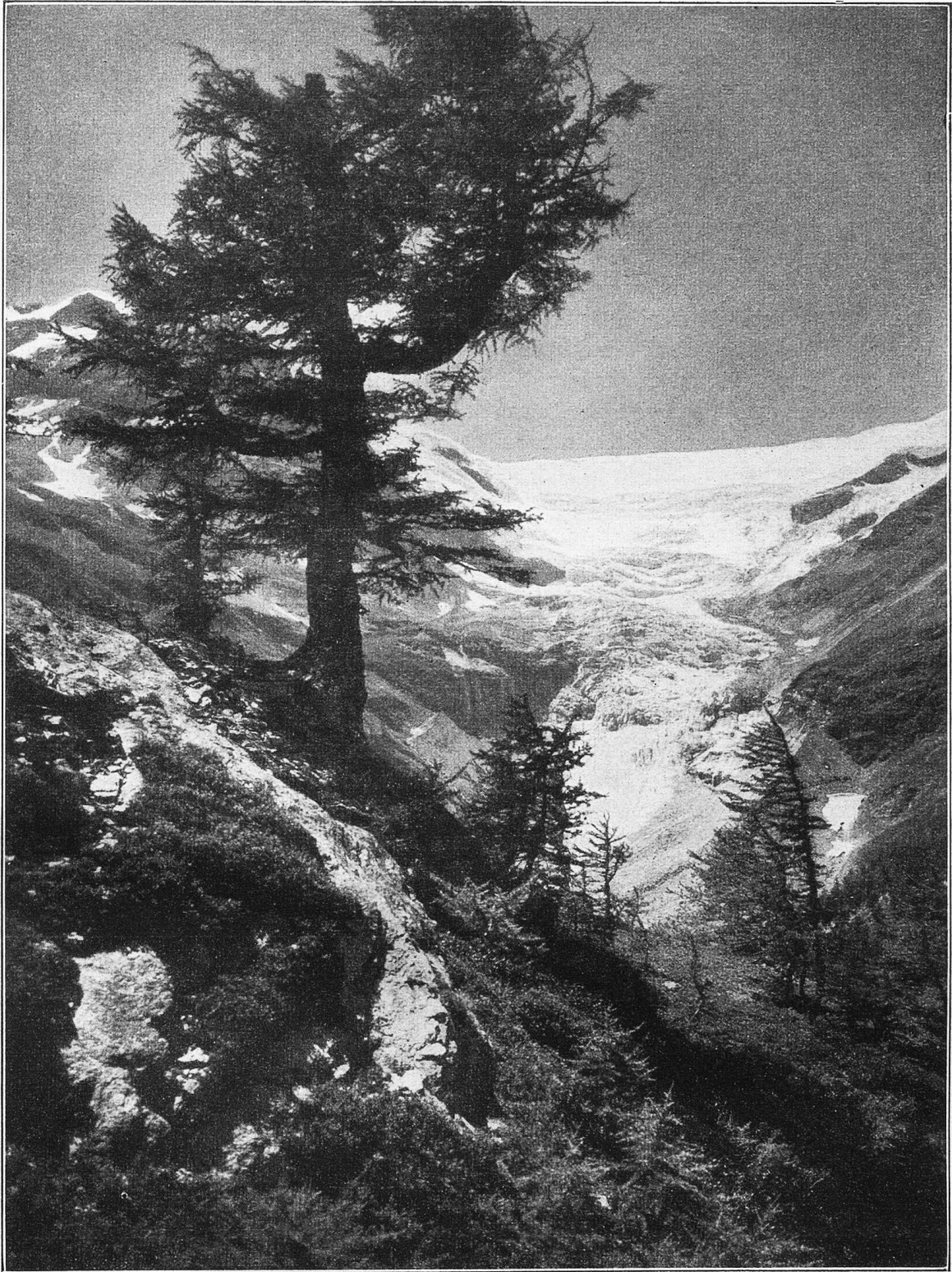
Niemand begriff, was diese Worte zu bedeuten hatten. Es war der helle Wahnsinn. Und erst als ein Arzt erschien, der aus menschlicherem Grunde die völlige Entkleidung der Verwirrten ins Werk setzte, überzeugt sich die eifrige Kriminalistin, daß der schreckliche Aufschrei kein Schuldbekenntnis gewesen sein konnte. —

Schon tags darauf mußte der Amerikaner unter den jungen Ausrüsterinnen ein neues Musterfräulein wählen: das alte war für geraume Zeit nicht mehr fähig, den gewohnten Dienst zu verrichten.

## Achtes Kapitel

### Die Flucht

Erst am dritten Tag nach Maries Begräbnis hellte sich der Himmel wieder auf, doch nicht zugleich das Antlitz der trauernden Mutter, deren Seufzen und Wehklagen um das verlorene Kind kein Ende nehmen wollte. Es war, als müßte sie der Abgeschiedenen alle Liebe, welche diese im Leben vermißt haben mochte, in den Tod nachschicken. Konrad, Matthias und Frida hörten bedrückt und verstört zu, so oft sie die Tote besprach: „O Mariele, wie mag dir jetzt sein! Wohl, wenn's einen Himmel gibt, so weiß ich, wo du bist. Du hast ihn verdient, gewiß mehr als wir alle!“ Oder wenn sie deren Verzeihung anrief für manche Härten, die ihr hernach einfielen. In ihrem Schmerz war dieses „Zuspät“



Morteratschgletscher

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp



der bitterste Kern, den auch die Kinder herausspürten. Sie kamen kaum mehr zum Aufatmen, keines getraute sich, das andere zu ermuntern. In der engen Hütte war ihnen der Meister Tod so nahe gekommen, daß sie sein frostig Wehen noch lang nachher im Innern fühlten. Hatten sie doch die Entsetzensmienen der Eltern während Marias letzten Stunden, deren Nachtwachen bei der Leiche heimlich miterlebt und das ihnen auf einmal so fremde Geschwister in seiner blassen Starrheit beschauen müssen. Auch die Schrecken des Begräbnismorgens steckten ihnen noch in den Gliedern. Es fiel ein so sadendichter Regen, da man kaum noch das Tobel sehen konnte, als die vier nach dem Gupf entsandten Träger der Kirchgemeinde kamen, um die Leiche abzuholen. Außer ihnen hatten sich nur zwei Verwandte in dem Trauerhaus eingefunden. Auf dem Tisch in der Stube stand nach ländlichem Brauch eine Flasche Rotwein, von dem die Gäste zuweilen einen Schluck nahmen, um ihre Beklommenheit zu ertränken oder ein Trostwort für die Leidtragenden zu finden. Die Kinder saßen zusammengedrängt in qualvollem Harren hinter dem Tisch, während die Mutter trotz allem Zuspruch nicht vom Sarg wegzubringen war. Der Vater Angehr und Marias Patin mußten sie mit Gewalt von dem schwarzen Gehäuse losreißen, worauf die vier Männer wie auf Kommando schnell zugriffen und mit der traurigen Last vorangingen.

Der grau zerfließende Herbstmorgen machte den düsteren Gang vollends zu Schauder und Trübsal. Das Begräbnis glich einem Spuk und Gespensterzug. Unheimlich schwankte und schüttelte der Sarg auf den Schultern der Kirchen-

diener, die auf dem steil ansteigenden Staffelweg nur beschwerlich vorwärtskamen. Es sah aus, als könnte jeder nächste Schritt Unheil bringen, ein anderes als das droben geschaukelte Grab sich aufstun. Das Bahrtuch tropfte, aus den Krempen der vier altersgrünen Zylinder rührte der Regen wie aus Dachrinnen, die schwarzen Gehröcke glänzten vor Nässe. Als erste ging die Wirtin zum Gupf hindendrein, barhaupt, in einen wollenen Schal gehüllt; ganz zerschlagen von den Nachtwachen und Erschütterungen, mußte sie alle Minuten stillstehen, nach Luft ringen. Ihr nach hasteten die Kinder, drei unter einem Schirm, gleich Opferlämmern aneinandergeschmiegt, mit kläglichen Armsündermienen. Die kleine Frida hatte um alles in der Welt nicht bei der fremden Wärterin zurückbleiben wollen. Sie mußte sehen, wo das liebe Marietele, ihr Bizemütterchen, hingeschafft wurde. Zwei kränzetragende Frauen und der stumm leidende, abgerackerte Vater beschlossen den ärmlichen Zug, welcher, unter der Beitsche des Himmels geduckt, keuchend berganstrebte.

Dieser Kirchgang kam den Angehrleuten nicht aus dem Sinn, immer meinte die Mutter wieder das gräßliche Klatschen des Wassers zu hören, als der Sarg mit ihrem armen Kinde versenkt wurde.

„Wenn sie wenigstens ins Trockene gekommen wäre . . . grauslicher hat gewiß noch keine hinunter müssen!“

(Fortsetzung folgt.)

*O, dass es Blumen gibt*

Hertha Schilling

O, dass es Blumen gibt,  
die morgens blühen,  
und lichte Wolken, die  
vereinsamt ziehn;  
dass hoch die Lerche steigt,  
im Aether singt,  
und sich durch volles Korn  
die Sense schwingt;

und dass die Turmuhr schlägt,  
die Taube girrt,  
dass Rauch vom stillen Hof  
ins Blaue irrt;  
dass immerdar die Welt so weit —  
sei still, mein Herz,  
dich streift Unendlichkeit!